

Christina Natlacen

**CHEERS!  
KISS FROM HILDE**

Eine Kulturgeschichte in Briefen

OTTO MÜLLER VERLAG

# Inhalt

<b>Eine Schachtel voller Briefe</b>	11
Erster Teil	
<b>HILDEGARD (1872–1954)</b>	
<b>Quellenmaterial</b>	22
<b>„Der große Sprung in die Weite“</b>	29
Meine Urgroßmutter Hildegard 1898 bis 1900 in England	
<i>Eine von Wissensdurst geleitete junge Frau</i>	29
<i>Schwieriger Anfang: Auf der Suche nach einer Stelle als Gouvernante</i>	32
<i>„Schreibt bald, recht bald – gleich wieder!“     Formeln familiärer Verbundenheit</i>	37
<i>Eine politisch gesinnte junge Frau zwischen Liberalismus und Deutschnationalismus</i>	41
<i>Das Nilpferd im Zoo und ausgelassenes Vergnügen an der Küste: Erste Eindrücke aus London und Umgebung</i>	52
<i>„Nichts, was an eine Schule gemahnte“:     Als Lehrerin in Allenswood</i>	60
<i>Konsultation des Bibelorakels in Hastings</i>	68
<i>Von London über Paris nach Lichtenwörth:     Unterrichten in der Ferne und der Heimat</i>	74

Hintergrund, Kontext, Vertiefung

## ESSAYS TEIL I

Li Gerhalter	78
<b>„Man könnte 10 Augen brauchen, um nichts zu übersehen.“</b> Briefe und andere Selbstzeugnisse als unbezahlbare Quellen für die historische Forschung	
Julia Festman	86
<b>Sprachen lernen und lehren – früher und heute</b> Ein Kontrast am Beispiel der Pionierin Hildegard	
Karl Zillinger	95
<b>Das liberale Bürgertum in Österreich von der Monarchie bis in die 1930er-Jahre</b> Politik zwischen Anpassung, Auflehnung und Neubeginn	

Zweiter Teil

## HILDE (1910–1981)

<b>Quellenmaterial</b>	108
<b>„Recht jung für die Fremde, aber nicht zu jung.“</b> Meine Großmutter Hilde 1929 und 1930 in London	113
<i>Schülerin im humanistischen Bubengymnasium</i>	113
<i>„Governess“ oder „nurse“?</i>	116
<i>„Alles Liebe von Eurer dankbaren Hilde“</i> <i>Briefkommunikation zwischen Tochter und Eltern</i>	133
<i>Sightseeing und Besuch der Ideal Home Exhibition</i>	143
<i>Zaungast bei der Upperclass</i>	152
<i>Eine Bekannte macht Furore:</i> <i>Die frühe Karriere der Galeristin Ala Heyszl</i>	158
<i>Zusammenkünfte mit internationalen Student:innen</i>	168
<i>English und Shorthand</i>	177
<i>Sisterhood zwischen Mutter und Tochter:</i> <i>Rezepte, Mode und Fotografien</i>	182

<i>Frauen bei der Heimwehr und das Feindbild Sozialdemokratie</i>	193
<i>„Gottvolle“ Stunden im Park, Kinoliebe und andere Freizeitaktivitäten mit Freund:innen</i>	203
<i>Von Frauen und Männern: Weibliche Selbstbestimmung und traditionelle Geschlechterrollen</i>	214
<i>Abschluss eines nicht immer einfachen Jahres</i>	226

Hintergrund, Kontext, Vertiefung

## ESSAYS TEIL II

Gerhard Geissl <b>Wiener Neustadt 1900 – 1930 – 1965</b> Eine Stadt- und Wirtschaftsgeschichte über drei Generationen	232
Tanja Schwan <b>London via Brief – A Room of One’s Own?</b> Eine kulturpoetische Lektüre mit Virginia Woolf	241
Christina Natlacen <b>Bilder aus der Ferne für die Heimat</b> Eine kleine Geschichte privater Gebrauchsweisen der Fotografie auf Reisen	252

Dritter Teil

## CHRISTL (1950–2025)

<b>Quellenmaterial</b>	264
<b>„Schrecklich viel gesehen“</b> Meine Mutter Christl im Sommer 1967 in London	270
<i>Als Schülerin nach England</i>	270
<i>„No shop, nothing.“ Ernüchterung bei der Ankunft in der Gastfamilie</i>	274
<i>„Es gibt so schrecklich viel zu photographieren.“ Sightseeing in London</i>	278

<i>„Bitte schreibt so viel als möglich!“ Briefkommunikation als integraler Bestandteil des Engländeraufenthaltes</i>	285
<i>Konfliktlinien in der Mutter-Tochter-Beziehung</i>	290
<i>Begegnungen mit Brit:innen</i>	300
<i>„Und am Montag – Adieu! Ich glaube es ist genug, einmal in England gewesen zu sein“</i>	310
<b>Eine anspruchsvolle Aufgabe und eine Achterbahnfahrt der Gefühle</b>	313
Persönliche Überlegungen zur Aufarbeitung des Briefbestandes	
<i>Individuelle Besonderheiten des jeweiligen Quellenmaterials</i>	313
<i>Persönliche Verknüpfungen</i>	320
<i>Der quälende Stachel der Familiengeschichte</i>	327
<b>Einseitiges Korrespondieren und der Versuch einer späten Wiedergutmachung</b>	335
Eine persönliche Coda	
<b>Editorische Notiz</b>	347
<b>Danksagung</b>	348
<b>Anmerkungen</b>	352
<b>Biografien der Autor:innen</b>	373

## Eine Schachtel voller Briefe

Als mir im Sommer 2022 meine Mutter an einem sonnigen Nachmittag auf der Terrasse ihrer Wohnung eine von ihr verwahrte Schachtel mit Briefen aus unserem Familienbesitz nach langer Zeit wieder in Erinnerung rief, ahnte ich nicht, dass ich mich während der Dauer von knapp drei Jahren intensiv damit beschäftigen würde. Ich wusste bereits aus früheren Gesprächen, dass sie Schriftstücke von ihrer Großmutter und ihrer Mutter besitzt, die in den Jahren 1898 und 1929 für längere Zeit nach London gegangen sind und von dort aus ihren Eltern über ihre Erfahrungen berichtet haben. Meine Mutter setzte diese Tradition im Jahr 1967 fort, allerdings nur für den vergleichsweise kurzen Zeitraum eines Monats während der Sommerferien. Auch diese Korrespondenz ist vorhanden. Als Bild- und Kulturwissenschaftlerin hatte ich früher immer



Briefschachtel zur Aufbewahrung von Briefen aus mehreren Generationen

vermeintlich Wichtigeres zu tun, als mich für diese persönlichen Schriftstücke zu interessieren. Doch nun wurde mir bewusst, dass ich die Zeit nutzen musste, sofern es mir ein Anliegen ist, mehr über diese Briefe zu erfahren. Der Gesundheitszustand meiner Mutter ist prekär und ich bin die einzige Nachkommin, die da ist, um sich des Familiennachlasses anzunehmen. Es war der richtige Zeitpunkt, um mir des glücklichen Zufalls bewusst zu werden, dass meine Verwandten intensiv über entscheidende Strecken ihres Lebens per Brief kommuniziert haben und sich diese Schriftstücke auch erhalten haben.

In einer mit bedrucktem Blümchenstoff bezogenen Schachtel im A5-Format fand ich tatsächlich die Briefe meiner Urgroßmutter und Großmutter nebst anderen Erinnerungsstücken wie einzelnen Fotografien vor. Die Schreiben meiner Urgroßmutter waren nur ein schmaler Stapel; das dünne, durchscheinende Papier verstärkte den fragilen Charakter der wenigen noch existierenden fragmentarischen Briefbögen. Umfangreicher mutete die Korrespondenz meiner Großmutter an, von der nicht nur der Großteil ihrer während eines Jahres verfassten rund fünfzig mehrseitigen Briefe vorliegt, sondern auch ein Großteil der Antwortschreiben ihrer Mutter. Ich zweifelte, ob der Bestand an sich genug für ein Buch hergeben würde – denn das ist mein bevorzugtes Medium, um meine Arbeit mit anderen zu teilen. Bis dahin sollte es ohnehin noch ein langer Weg werden. Dieser begann jedenfalls mit einer großen Ernüchterung in Anbetracht der vor mir liegenden Schriftstücke: Während ich bei den ältesten Briefen damit kämpfte, mich mit der Handschrift vertraut zu machen, und nur langsam einzelne Wörter entziffern konnte, war dies bei den in Sütterlin verfassten Briefen meiner Großmutter ganz unmöglich. Sie blieben mir zunächst komplett verschlossen.

Ich machte mich daran, in der Wohnung meiner Mutter nach weiteren Objekten zu suchen, die mit der Zeit meiner Vorfahrinnen in England in Verbindung stehen. Fortan waren die Samstagnachmittage dafür reserviert, in sämtlichen Laden und Fächern ihrer Kästen und anderer Möbel, die zur Aufbewahrung familiärer Relikte dienen können, zu „stierln“, wie ich es nannte, da es mir trotz Erlaubnis doch seltsam vorkam, in die privaten Bereiche meiner Mutter vorzudringen. Nach und nach kam immer mehr zum Vorschein: Fotoalben, einzelne lose in Kartons aufbe-

wahrte Fotografien, weitere autobiografische Schriftdokumente der im Fokus stehenden Personen sowie deren Zeugnisse, eine von einem Verwandten verfasste Familienchronik, der London-Stadtführer meiner Großmutter, ihr Anwesenheitsbüchlein bei den Stenografiekursen im Pitman's College und, und, und. Meine Neugierde leistete mir wichtige Dienste und tatsächlich war die Freude jedes Mal riesig, wenn ich noch etwas Unverhofftes fand. Das Mehr an Material bedeutete aber nicht automatisch einen Gewinn an Information. Ich hatte eher den Eindruck, dass jedes neu gefundene Objekt zusätzliche Fragen nach dessen Einordnung aufwarf.

Gleichzeitig war ich noch weit davon entfernt, dass mir der komplette Inhalt der Briefe vorliegen würde. Immerhin hatte ich begonnen, die Briefe meiner Urgroßmutter, deren Schrift ich nun lesen konnte, behelfsmäßig zu transkribieren. Ihr eleganter Schreibstil entfaltete für mich nicht zuletzt durch seine antiquierten Ausdrücke und Redewendungen einen besonderen Reiz. Dennoch leiteten sich aus den vorhandenen Brieffragmenten weiterhin mehr Fragen ab, als dass sie Erkenntnisse geliefert hätten. Beschreibungen von einem sonntäglichen Zoobesuch waren charmant zu lesen und benötigten kein externes Wissen, aber jene Passagen etwa, in denen sie auf die Politik der k. u. k. Monarchie Bezug nimmt, konnte ich ohne entsprechende Kontextualisierung heute nicht mehr verstehen. Auch bei den jüngeren Briefen meiner Großmutter stellte sich die Situation um nichts einfacher dar. Nachdem das gesamte Material nach der Bearbeitung durch einen mit der Transkription beauftragten Profi vor mir lag, war ich anfangs erschlagen ob der darin vorkommenden zahlreichen Namen und Ereignisse. Wie sollte ich als Außenstehende (denn das war ich letztendlich, trotz meiner verwandtschaftlichen Beziehungen) all dieses Geschriebene je in den Griff bekommen? Meine Mutter konnte mir als Auskunftsperson in einigen wesentlichen Punkten mit Hinweisen weiterhelfen, aber auch ihre Erinnerung hat Grenzen.

In beiden Korrespondenzen entdeckte ich bald einzelne Passagen, die mir als Bildwissenschaftlerin in die Hände spielten und mich nicht mehr losließen. So berichtet etwa meine Urgroßmutter von ihrem Besuch bei der International Universal Exhibition im Earl's Court Exhibition Centre

im Jahr 1898, bei dem sie so sehr von der künstlich angelegten Themenlandschaft, die abends in farbigem elektrischen Licht erstrahlte, begeistert war. Auch von Scheinarchitekturen ist die Rede – sofort musste ich an die Kultur visueller Attraktionen im 19. Jahrhundert denken, etwa Panoramen und Dioramen, mit denen ich mich immer wieder in meiner wissenschaftlichen Praxis beschäftige. In den Briefen meiner Großmutter, um nur ein Beispiel zu nennen, wird wiederum erwähnt, dass sie 1929 anlässlich eines Besuchs bei Madame Tussauds Automatenfotos anfertigte, von denen sie eines ihren Eltern, die anderen ausgewählten Freundinnen zukommen ließ. Der Brief ist ein Zeugnis für die bevorzugte Aufstellung der erst unmittelbar vorher weltweit verbreiteten Photomats an Orten der Freizeitkultur sowie ein Dokument für die überlieferte Verwendungsweise der Bilder als Freundschaftsgaben.

Damit wurde mir mit einem Schlag klar, dass mich der kulturhistorische Gehalt dieser Briefe mehr als jeder familiengeschichtliche Zusammenhang interessiert. Als Fotografie- und Filmwissenschaftlerin arbeite ich seit Längerem an einem Buchprojekt, in dem ich eine Mediengeschichte von Passant:innen in der Großstadt nachzeichnen möchte. Einer der darin gesetzten zeitlichen Schwerpunkte liegt auf der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, als bereits seit gut zehn Jahren Schnappschüsse mit Handkameras auf den Straßen angefertigt werden konnten und mit den sogenannten „vues“ oder Ansichten der Société Lumière auch ein filmisches Genre existierte, um Passant:innen mehr oder weniger spontan in den Blick zu nehmen. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, dass auch meine Urgroßmutter eine derjenigen Personen hätte sein können, die damals zufällig vor die Linse einer Kamera geraten sind. Auch die visuelle und textuelle Kultur um 1930 ist mir vertraut. Aus dieser Zeit kenne ich zahlreiche Beispiele, die den Berichten meiner Großmutter einen Rahmen geben und die ich mir nach und nach in Erinnerung rief: Unter den bekanntesten finden sich etwa Siegfried Kracauers Texte über die in den 1920er-Jahren vorherrschende Berufs- und Freizeitkultur mit besonderem Augenmerk auf deren Bedeutung für die Frauen, oder der von Robert Siodmak und anderen befreundeten Regisseuren mit leichter Hand gedrehte Film *Menschen am Sonntag*, der vom Zusammentreffen vier junger Berliner:innen an einem

Sommerwochenende erzählt.<sup>1</sup> Vor der Folie dieser mir bekannten kulturhistorischen Quellen gewannen die Berichte meiner Verwandten langsam an Konturen.

Die private Korrespondenz dient mir somit als Quelle, um Aufschluss über die gesellschaftliche, politische und vor allem alltagskulturelle Verfasstheit zu drei ausgewählten Zeitpunkten – 1898–1900, 1929/30 und 1967 – zu erlangen. Der Blick auf das Fin de Siècle, die Zwischenkriegszeit und die Swinging Sixties in London stammt jeweils von einer anderen jungen Frau aus meiner Familie: Meine Urgroßmutter Hildegard war zum Zeitpunkt des Antritts ihrer Englandreise 26 Jahre alt, meine Großmutter Hilde 18 Jahre, meine Mutter Christl fuhr mit 17 Jahren noch als Schülerin dorthin. Sie alle sind in derselben niederösterreichischen Stadt aufgewachsen, nämlich in Wiener Neustadt. Im Fokus stehen damit drei Generationen, deren Erfahrungen den Zeitraum von rund siebzig Jahren umfassen. Meine Familie stammt aus dem Bürgertum und schreibt Bildung und Selbstständigkeit gerade auch bei Frauen einen hohen Stellenwert zu. Die Briefautorinnen stehen somit in einer Art Familientradition von Auslandsaufenthalten, die der Verbesserung von Sprachkenntnissen und der Erweiterung des kulturellen Horizonts dienlich sein sollten. Ich sehe sie aber primär als Stellvertreterinnen für andere Mädchen und Frauen aus derselben Schicht, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Wiewohl es sich um individuelle Erlebnisse und Begebenheiten handelt, so sind sie doch eingebettet in eine bestimmte Epoche und charakterisiert durch zeittypisches Denken und Handeln.

Es brauchte einige Zeit, bis ich mir einen Weg im Umgang mit den Selbstzeugnissen eröffnen konnte. Ich bin es gewohnt, meine Analysen auf Bildmaterial aufzubauen – die Textquellen stellten hingegen eine ungewohnte Herausforderung dar. Zusätzlich war ich unsicher, wie ich mich zum privaten Charakter dieser Schriftstücke verhalten sollte. In dieser Phase der Suche fiel mir das Buch *Das glückliche Geheimnis* von Arno Geiger in die Hände. Es bestärkte mich darin, nicht an der Bedeutung von alltagskulturellen Quellen zu zweifeln. Arno Geiger berichtet in diesem zutiefst persönlichen Buch von seiner langjährigen Gewohnheit, Schriftdokumente privater Verlassenschaften aus Mülltonnen zu fischen und

sich diese anzueignen. Seine geheime Leidenschaft praktizierte er zu einer Zeit, als sich die letzte Generation an Erb:innen den Resten privater Schriftdokumente entledigten, weil sie diese nicht mehr entziffern konnten, keinen Platz in ihren Wohnungen zum Aufbewahren hatten oder ihnen generell keinen Wert beimaßen. Ich fühlte mich wunderbar verstanden in Geigers Liebe zum Alltäglichen und Handgeschriebenen, einer Kultur, die, wie er feststellt, allmählich untergeht. Als Schriftsteller eröffneten ihm die erbeuteten anonymen Briefe und Tagebücher jedoch eine ungeahnte Möglichkeit, mit der Vergangenheit in Kontakt zu kommen: „Was ich an solchen Briefen besaß und was sie mit mir machen würden, erfuhr ich erst, wenn ich sie las. [...] Es war, als könne ich tatsächlich [...] liegengebliebene Zeit berühren und sie durch das Berühren zum Verstreichen bringen.“<sup>42</sup> Geiger schreibt auch davon, dass man eine Beziehung zu den Themen aufbauen müsse, mit denen man arbeitet. Während meiner Beschäftigung mit den schriftlichen Berichten meiner Vorfahrinnen brauchte es Zeit, Geduld und Sorgfalt, aber dann war plötzlich der Punkt erreicht, an dem sie zu mir zu sprechen begannen.

Um die Stimmen der jungen Frauen auch anderen zu vermitteln, ist es mir wichtig, dass die Leser:innen durch die Auswahl der zitierten Textstellen ein Gefühl für das Denken, Fühlen und Tun der Verfasserinnen bekommen. Bei allen Quellen handelt es sich um private Aufzeichnungen, die immer aus einer konkreten subjektiven Perspektive heraus entstanden sind. Daher weise ich nebensächlich erscheinenden Passagen gleichermaßen Raum zu, um die Person dahinter plastisch werden zu lassen. Ich selbst verstehe meine Rolle als Vermittlerin, deren Anspruch es ist, textgetreu mit dem Briefbestand umzugehen, nichts hinzuzufügen und nichts zu zensieren. Dennoch bin ich mir natürlich bewusst, dass ich niemals objektiv die Schriftstücke bearbeiten kann. Ich veröffentliche sie erstens als Vertreterin meiner Generation, zweitens durch die Brille meiner beruflichen Identität als Wissenschaftlerin und drittens als Familienangehörige, dabei vor allem als Tochter, deren Mutter ebenso in das Projekt involviert ist. Dieses unterschiedliche Rollenverständnis kann sich konstruktiv ergänzen, aber auch miteinander in Konflikt geraten. Dies alles geschieht in der tiefen Überzeugung und dem Wissen,

dass eine Person über ihre Biografie retrospektiv nie ganz erschlossen werden kann und es immer Reste geben wird, die für Außenstehende unergründbar bleiben.

Während der Auswertung der Inhalte ging ich durch emotionale Höhen und Tiefen. Zu den erfreulichsten Momenten zählten jene, in denen mir Funde, die auch wissenschaftlich Relevantes zutage brachten, gelangen. Bei meiner Recherche gab es dank Internet und digitalisierter Inhalte neue Möglichkeiten im Auffinden und Verknüpfen von Fakten und Erkenntnissen. Dies kam mir insbesondere bei jenen Themenfeldern zugute, wo es Kreuzungspunkte zwischen meinen Vorfahrinnen und anderen historisch bedeutsamen Personen gibt. Ein solches Moment ist beispielsweise durch den Zufall gegeben, dass meine Urgroßmutter als Lehrerin in der Mädchen-Eliteschule Allenswood tätig war und dort Eleanor Roosevelt als eine ihrer Schülerinnen unterrichtete. Dadurch findet sie sogar Eingang in Roosevelts Biografie – wenn auch in einer nicht ganz rühmlichen Rolle. Am schwierigsten hingegen war es für mich als Angehörige, die Affinität zweier meiner Vorfahrinnen für den Deutschnationalismus und den aufkommenden Nationalsozialismus zu akzeptieren. Meine Angst, dass dieser Aspekt ihrer Leben alles andere überschattet, ist nach wie vor groß. Gleichzeitig bin ich mir bewusst, wie wichtig es gerade heute ist, den Blick für Tendenzen der Politisierung und Radikalisierung im Vorfeld des nationalsozialistischen Regimes zu schärfen. Auf jeden Fall hoffe ich, dass die Wahrnehmung der Leser:innen dennoch offen bleibt für die vielen anderen Facetten der im Fokus stehenden Personen. Die Chance, die ich in der Veröffentlichung dieser Korrespondenzen sehe, liegt darin, dass Geschichte aus der Perspektive einer Person in Ansätzen erlebbar wird. Gespiegelt über Individuen können Fragestellungen der jeweiligen Epochen exemplarisch nachvollzogen werden. Es handelt sich zwar lediglich um einzelne Mosaiksteine, allerdings können diese im Zusammenspiel mit anderen ein zunehmend konkreter werdendes Bild zeichnen.

Als ich mich mit den Inhalten der Briefe vertraut gemacht habe, wurde für mich rasch klar, dass ich nicht als Einzelperson dieses Buch schreiben kann – zu vielfältig sind die Kontexte, die angesprochen werden und relevant sind. Ich begab mich in Folge auf die Suche nach Autor:innen aus

anderen Disziplinen, deren Wissen mit einigen Aspekten der in den Briefen angesprochenen Themenfelder korrespondiert. Sechs wissenschaftliche Beiträge begleiten, reflektieren und erweitern daher die Inhalte des privaten Quellenmaterials. Ihre Platzierung folgt einer losen chronologischen Ordnung, allerdings können sie auch als selbstständige Texte betrachtet und je nach Interesse in willkürlicher Reihenfolge gelesen werden.

Li Gerhalter richtet den Blick zurück zu den Anfängen in den 1980er-Jahren, als Selbstzeugnisse erstmals als relevante Quellen für die Geschichtsforschung entdeckt wurden, und kommt insbesondere auf die Bedeutung von Nachlässen von Frauen zu sprechen. Julia Festman macht uns Leser:innen ausgehend von den vielfältigen heutigen Möglichkeiten zum Erlernen einer Fremdsprache deutlich, unter welchen anderen Voraussetzungen man Ende des 19. Jahrhunderts Sprachkenntnisse erwarb und welche Herausforderungen damit verbunden waren. Karl Zillinger richtet den Blick zurück auf politisch turbulente Jahrzehnte, die das Ende der Habsburgermonarchie und die Zwischenkriegszeit in Österreich prägten, und zeichnet die sukzessive Radikalisierung des liberalen Bürgertums nach. Gerhard Geissl konturiert in seinem Beitrag die historische Entwicklung Wiener Neustadts unter dem Aspekt der Wirtschaftsgeschichte und spannt einen Bogen vom Aufschwung um 1900 über die krisengeschüttelte Zwischenkriegszeit bis hin zum Wirtschaftswunder nach dem Zweiten Weltkrieg. Tanja Schwan hebt ausgehend von einer präzisen Lektüre von Virginia Woolfs Text *Ein Zimmer für sich allein* die Rolle des Schreibens für die weibliche Selbstermächtigung hervor und erweitert die Bedeutung eines Ortes zum Schreiben für die Selbstkonstitution um den Stadtraum per se. Ich selbst skizziere abschließend eine Mediengeschichte von fotografischen Reisebildern und führe aus, dass für die Kommunikation mit den Daheimgebliebenen im Lauf des 20. Jahrhunderts eine zunehmend größere Anzahl visueller Medien, die sich zudem immer stärker individualisierten, für die Allgemeinheit verfügbar waren. Alle Autor:innen haben ihre Beiträge in Kenntnis der brieflichen Quellen verfasst, auf die sie auch explizit Bezug nehmen. Sie sind somit eng mit den Selbstzeugnissen von Hildegard, Hilde und Christl verwoben. Die wissenschaftlichen Essays stellen nicht

lediglich eine Ergänzung dar, sondern sind integraler Bestandteil dieses Buches. Denn erst ein multifokaler Blick auf das Material ermöglicht es, dessen Inhalt vor der Folie unterschiedlicher Disziplinen im Heute zu verorten.

Erster Teil

# HILDEGARD

1872–1954



Porträt von Hildegard aus dem von ihr erstellten genealogischen Fotoalbum, oberhalb beschriftet mit „Hilda Petritsch 1897 vor der Fahrt nach England“

## Quellenmaterial

### *Vorhandene Briefe*

Unser Familienbesitz beinhaltet einzelne Briefe von meiner Urgroßmutter Hildegard Petritsch, die sie während ihres Aufenthaltes in England zwischen 1898 und 1900 an ihre Eltern adressiert hat. Es handelt sich um zwei vollständig und drei fragmentarisch vorhandene Briefe. Der erste besteht aus drei in der Mitte gefalteten Papierbögen, die sich inhaltlich zu einem Ganzen, datiert auf den 16. Juli 1898, zusammenfügen lassen, der zweite ist von identischem Umfang, aber undatiert. Zusätzlich existieren drei weitere Brieffragmente, von denen jeweils der Anfang verloren gegangen ist. Trotz der damit fehlenden Zeitangabe lassen inhaltliche Hinweise auf deren Entstehungszeit schließen. Einer dieser Briefe muss ebenfalls aus den ersten Wochen im Sommer 1898 in London stammen, die beiden anderen können erst nach Mai 1899 verfasst worden sein, nachdem Hildegard eine neue Stelle angenommen hat. Zusätzlich existieren zwei Postkarten, die 1899 an Familienmitglieder versandt wurden. Die Korrespondenz von den Eltern an Hildegard hat sich nicht erhalten. Die fragilen Blätter dünnen Papiers, die mit Tinte beidseitig beschrieben sind, werden durch eine Papiermanschette zusammengehalten, die Hildegard zu einem späteren Zeitpunkt, als ihre Kinder bereits geboren waren, wie folgt per Hand beschriftet hat: „Die ersten Eindrücke Londons auf Mama. Juni und Juli 1898, bei Fr. Gräff. Besuche bei Wilks, wo 2 Töchter u. 2 Söhne sind“. Die Briefe wurden demnach der nächsten Generation vermacht, die sich um deren Aufbewahrung annahm. Ihre Tochter Hilde hat die Bezeichnung „Mama“ nachträglich mit dem nach der Heirat angenommenen Namen ihrer Mutter präzisiert.

### *Autobiografische Überlieferungen*

Der Familiennachlass beinhaltet handschriftliche Lebenserinnerungen, die Hildegard für ihre beiden Kinder verfasst hat und die heute als Quellen der Selbstauskunft von großer Bedeutung sind. Denn sie bieten wertvolle Informationen über wesentliche Ereignisse in ihrem Leben und erlauben es, vieles, das sich in den Briefen nur bruchstückhaft vermittelt,



Vorhandene Briefe von Hildegard aus England mit Manschette

in einen größeren Kontext zu setzen. Ein Exemplar ihrer Lebenserinnerungen stammt aus dem Jahr 1942 und steht mit ihrem 70. Geburtstag in Zusammenhang. Auf insgesamt neun A4-Blättern, deren Vorder- und Rückseiten maximal ausgenutzt werden, legt sie Zeugnis ab über all jene Ereignisse in ihrem Leben, die ihr berichtenswert und wesentlich erscheinen. Fünf Jahre später schreibt sie abermals ihre Erinnerungen nieder, in einer Version für ihre Tochter Hilde, in einer zweiten für ihren Sohn Rudi. Darüber hinaus existiert ein einseitiger Fragebogen, den sie anlässlich ihres Namenstages im Jahr 1924 ausfüllt und der auf augenzwinkernde Weise Auskunft über ihre persönlichen Vorlieben gibt. Schlussendlich gibt es noch ein kleines Adressbüchlein, das möglicherweise schon anlässlich ihres Englandaufenthaltes begonnen wurde.

VI. ...

IX.  
 In Kamen aus der Nachbarschaft die jungen Leute. Im schönen ...  
 III.  
 Ich hatte besondere ...  
 I.  
 Das Leben in Klagenfurt.  
 am ...  
 ...

Im Jahre 1897 war die Familie Wallner in Wien, so dass Ernst bei ihnen wohnen konnte. Ich aber vergriff die Hilfigkeit, meine englische Konversation anzufrischen, als Pauline Kerzmann bei der Sprachlehre des Latein auf. Es war eine lichenworte Puppe aus beiden Familien. Aus diesen Anfängen entwickelte sich das elterliche Paargespräch. Ich Kerzmann kannte England u. machte mir Lust, auch in der Welt herumzugehen. Ich beschloß mich für die engl. Sprachprüfung vor, die ich in Prag ablegte. Ich kam bei J. Merschbiller, das Schwestern der Familie Kerzmann Wallner wohnen, die auch in ihrem schönem Hause sehr lieb aufnahmen. Pappas oder kann der große Sprung in die Welt.

England.  
 O. Albert hatte nach aus seiner Jugendzeit eine Bekanntschaft in London, an die er sich wendete. Auf die Fabel machte ich in Falkens Welt, um Emma zu besuchen, die nicht mehr in Wien leben wird. Er verzeigte lange am weit. Es war im Juni 1898. Ich. Graeff war in Wien u. schon lange. Einige Jahre in London als deutsche Lehrerin tätig. Ich ist zu ihr kam, hatte sie ein Haus in St. John's Wood gemietet u. mehrere Privatlehrer. In allem wurde die akad. Inst. Morris' und seinen drei hiesigen jungen Schülern bei ihr, so daß ich stets in engl. Gesellschaft war u. die Sprache beherrschten lernte. Ich. Graeff wurde mich auch zu ihren Freunden und, die meist in schönem lateinischer Umgebung verlebte. Ich lernte auf diese Weise den englischen Lebensstil kennen, der sich im allem so sehr von dem meinsten unterscheidet. Ich wird wieder Pappas hat, verpflichtete ich mich als Erzieherin in eine deutsche Familie in Hauptstadt u. nach dort im Sept. ein. Dem 8 jähr. Border genannt ist auf eine richtig viel, da er ein kluger, feingefühlerter Bursche war. Die drei 14 jähr. Töchter besuchte die "high school" u. die L. Scher war in einem Institut vorwärts. Hergeleit ich wird bei ihnen lehrte, so war es nicht nach meinem Sinne, denn ich konnte nur ein Deutsch sprechen u. wurde zu allerlei Lernaufgaben gezogen, was mich nicht paßt. So wird ich meist in eine eigene eingebracht, nachdem ich mit Frau Zolowitz gesprochen, u. nach einigem nachgedenken Suchen kam ich nach Alkmaar, in das berühmte Institut der alle Töchter. Es war Mai 1899, alles in Eile, u. da die Schule von einem großen Schaden umgeben war u. so rings nichts als Ruine u. Wälder gab, war der Aufenthalt dort ideal schön. Es ist in der "School of Pen" darauf wiederholt beschrieben, daß ich nicht näher eingehen will, sondern auf diese viel gelobte Buch hier reise. Ich hatte deutsche Kurse abgehalten, da aber die Hauptlehrerin krank war, mußte ich mir selbst die Schülerin heraussuchen u. die Gruppen zusammenstellen. Es war unendlich schwierig. Die Schüler waren uninteressant u. hatten wenig Interesse. Alle. Inzwischen kam die Übung in die Schulstunden, so zugleich Zeit in einem Zimmer 2 od. 3 Gruppen unterrichtet werden. Die anderen jungen Lehrerinnen waren viel u. das Verhältnis zu einem oder herzlich.

Lose Blätter mit Hildegards Lebenserinnerungen vom 10. März 1947



Zeugnisse von Hildegard

### *Zeugnisse als Belege für den Bildungsweg*

Innerhalb der offiziellen Dokumente, die in toto vorhanden sind, haben insbesondere Zeugnisse, die über den Bildungsweg Hildegards Aufschluss geben, eine besondere Bedeutung. Durchaus ungewöhnlich für eine Frau der damaligen Zeit, liegt eine stattliche Anzahl an Zeugnissen vor, die mit dem Erlernen von Fremdsprachen und ihrer Ausbildung zur Lehrerin in direktem Zusammenhang stehen. Diese wurden behelfsmäßig in Geschenkpapier verpackt und beschriftet. Sie umfassen Zeugnisse aus ihrer Schul- und Fortbildungszeit an der Privat-Bürgerschule beziehungsweise Fortbildungsanstalt für Mädchen der Schwestern Petritsch in Wien, Zertifikate über die erfolgreich abgelegte englische und französische Staatsprüfung, das Maturazeugnis sowie die Bescheinigung der bestandenenen Lehrbefähigungsprüfung. Dass diese auf ihren vor der

Heirat verfolgten Berufsweg zurückgehenden Zeugnisse eine nicht unwesentliche Rolle für die eigene Identität spielten, geht aus einer Angabe auf dem schon erwähnten Fragebogen aus dem Jahr 1924 hervor. Dort kommentiert sie ihre berufliche Ausbildung unter dem ersten Punkt „Name und Stand“ wie folgt: „Hausfrau mit vielen staatlichen Zeugnissen“. Ob aus der Kombination dieser auf den ersten Blick miteinander opponierenden Identitäten eine Ironie resultieren soll oder Hildegard beide Welten ernsthaft in einen sichtbaren Zusammenhang bringen wollte, bleibt für mich offen.

### *Fotografien als lebensgeschichtliche Dokumente*

Die meisten von Hildegard überlieferten Fotografien finden sich an verschiedenen Orten, größtenteils in Papiersäcken, wo sie ein kunterbuntes Allerlei mit anderen Familienfotos bilden und erst mühsam herausgelöst werden müssen. Die älteste Fotografie stammt aus der zweiten Hälfte der 1870er-Jahre, die jüngste aus dem Jahr 1953, ein Jahr vor ihrem Tod. Bis mindestens zum ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wurden die Aufnahmen in diversen Fotografenateliers im Carte de visite- sowie Cabinet-Format angefertigt. Unter den Bildern finden sich auch solche, denen im Kontext der wichtigsten Lebensereignisse eine besondere Bedeutung zukommt, so der Fall bei einem Porträt von Hildegard und ihrem zukünftigen Ehemann kurz vor der Hochzeit. Zusätzlich zu dem losen Fotokonvolut existiert ein genealogisches Familienalbum mit eingeklebten Fotografien und Reproduktionen, das Hildegard selbst angelegt hat und das letzte Beschriftungen von ihr aus dem Jahr 1951 trägt. Es ist nicht nur eine wertvolle Quelle für das Verständnis der Verwandtschaftsverhältnisse der Familienmitglieder, sondern lässt sich zum Teil auch als autobiografisches Dokument auswerten, weil die Auswahl und Beschriftung einzelner Fotografien Aufschluss über deren Stellenwert und Bedeutung für die eigene Biografie geben. Dieses Album, das in sechs Generationen den Stammbaum anhand von Fotografien illustriert, führt als früheste Person, die mit einem Geburtsdatum ausgewiesen ist, den 1803 geborenen Großvater von Hildegard an und endet mit Kinderbildern aus den 1970er-Jahren, die von ihrer Tochter ergänzt wurden und unter denen auch ich als Urenkelin, die sie nie kennengelernt hat, aufscheine.



Diverse Fotografien von Hildegard